

**BERLIN LIEGT AM MEER**

**IRENE MOESSINGER**

Galiani Berlin

Sie ist nicht älter als ein Jahr. Jemand hat sie in einen riesigen Ohrensessel in die hinterste Ecke gesetzt. Sie sitzt aufrecht, an das Rückenpolster gelehnt, und schaut aus einem großen Fenster. Das Gefühl übermannt sie lautlos. Weinen ist sinnlos, es ist niemand da. Die Stille im Raum legt sich wie ein Schleier über sie. Langsam fängt sie an, sich selbst zu wiegen, ihren zarten Körper, vor und zurück, vor und zurück, vor und zurück.

Diese fließende Bewegung trägt sie sanft durch das Fenster hinaus in ferne Welten, friedlich und bunt.

Ein halbes Jahrzehnt später tritt sie hinter ihrer Schwester und deren Freunden her. Sie fühlt sich ausgeschlossen. Wie aus heiterem Himmel überfällt sie das Gefühl. Einen Moment davon gelähmt, hält sie an. Dann kehrt sie um. Sie setzt sich in Bewegung, als werde sie gerufen. Macht sich alleine auf den Weg.

Abenteuerdrang übernimmt das Ruder. Sie läuft und läuft auf fremden Wegen durch Dörfer, über Felder zu feinen Sandstränden am Meer entlang. Die Sehnsucht nach fernen Welten treibt sie vorwärts und regt ihre Phantasie an. Ihr größter Wunsch ist es, einen Freund zu finden, einen Jungen, der auch einsam ist und das Gefühl kennt. Jemand, der schon auf sie wartet, mit ihr die Sehnsucht teilt, den Weg weitergeht in die so ersehnten Welten. Sie stellt sich vor, wie er vor der Tür des niedrigen weiß getünchten Hauses steht, sie lächelnd erkennt, wie selbstverständlich ihre Hand nimmt und vertrauensvoll den Weg mit ihr fortsetzt. Sie ist glücklich in ihren Träumereien. Spätestens als sie müde wird und sich den heimatlichen Bahngleisen nähert, immer noch allein, droht das Gefühl wieder von ihr Besitz zu ergreifen. Doch die heilsame Müdigkeit nach einer langen Wanderung und die Seligkeit über das Erlebte überwiegen. Erschöpft fällt sie in die Arme der erleichterten Mutter.

**D**ieses Gefühl ist mir bekannt seit meiner frühesten Kindheit. Ein Gefühl der Vergeblichkeit, des Nicht-Ankommens. Besonders morgens,

direkt nach dem Aufwachen, wenn ich es versäume, sofort aufzustehen, und, von weichem Bettzeug verführt, liegen bleibe. Es ist ein körperliches Gefühl, das von tief innen sich ausbreitet, bis es Herz und Geist in Besitz nimmt. Es kommt in Wellen, und nur durch Bewegung findet es den Weg nach außen und verflüchtigt sich. Dieses Gefühl der Vergeblichkeit droht mir immer wieder den Antrieb zu nehmen, doch die Sehnsucht nach unentdeckten Welten und Abenteuerlust treibt mich voran.

Selbst jetzt, da ich schon so lange lebe, überkommt mich das Gefühl immer noch in regelmäßigen Abständen. Wir sind Freunde geworden. Manchmal verlängere ich es und nehme mir Zeit, es ganz zu erkunden. Dann bleibe ich bewegungslos liegen in meinen warmen Federn. Meine ganze Aufmerksamkeit lenke ich auf das Gefühl, entdecke es irgendwo in meinem Körper und folge ihm. Als habe es einen Partner gefunden, beginnt es zu wandern, dehnt sich aus, erst in mir, dann über mich hinaus, und löst sich auf.

## DER GEWISSE HERR

Die große Wohnung hat einen Zugang zum Garten. Neben dem Eingang ist die Küche. Ihre Schwester und sie spielen draußen mit den Nachbarskindern. Sie haben Durst. Alle zusammen kommen sie in die Küche gelaufen, die bevölkert ist von großen Männern. Der größte ist ihr Vater, der am Kühlschrank lehnt. Jeder hat ein Getränk in der Hand, sie rauchen Zigaretten, reden und lachen. Die Mutter ist die einzige Frau, sie gibt den Kindern etwas zu trinken. Dann rennt die Kinderschar wieder raus in den Nachbargarten.

Unter einem prächtigen Kastanienbaum fangen sie an, sich mit den heruntergefallenen Kastanien zu bewerfen. Sie ist die Kleinste und steht etwas abseits. Während sie verträumt zuschaut, knabbert sie an einer Kastanie. Als die Kinder die Zahnsuren in ihrer Kastanie sehen, stellen sie sich rund um sie auf, zeigen mit den Fingern auf sie und rufen: »Kastanien sind giftig. Jetzt stirbst du. Gleich fällst du um.«

Sie lässt die Kastanie sofort fallen, spuckt die Reste aus und fängt lauthals an zu schreien, ohne weiter Luft zu holen. Als der Retter angerannt kommt, ist ihr Gesicht schon violett angelaufen. Ihr großer Vater beugt sich von ganz oben zu ihr herunter, hebt sie hoch zu sich auf seine kräftigen Arme und drückt sie fest an seine Brust.

»Ich sterbe, ich sterbe, die Kastanie ist giftig, ich sterbe!«

»Keine Angst, meine Kleine, die Kastanie ist nicht giftig, du stirbst nicht, du lebst«, versichert er ihr mit tiefer Stimme.

Das Getragensein in solch schwindelnder Höhe gibt ihr Geborgenheit, beruhigt ihre Kinderseele. Stolz lächelt sie auf die anderen Kinder hinab.

Dies ist ihre erste Erinnerung an diesen großen Mann.

**Ü**ber Jahre wurde der Satz »Du bist wie ein gewisser Herr« gerne von meiner Mutter gegen mich verwendet. Seine Wirkung war wie ein Schlag ins Gesicht. Ich wusste, mein Vater ist damit gemeint. Offensichtlich erinnerten sie meine Ähnlichkeit mit ihm und bestimmte meiner Eigenschaften an ihren Mann und rührten vielleicht an den unerlösten Schmerz in ihr.

War ich übermütig, mit großer Freude erfüllt, aber auch bei jeglicher Verweigerung, sauste dieser Satz wie eine Keule auf mich nieder. Was war so schlimm an diesem Herrn, das er mir übertragen hat? Was war so anders als in meinen verblissenden Erinnerungen?

Mein Vater, Sohn einer verarmten Pferdezüchter-Familie, wurde neunzehnjährig zu Beginn des Zweiten Weltkrieges gleich nach dem Notabitur eingezogen. Er kam zu den Bamberger Reitern, einer Elitekompanie der Kavallerie, der führende Mitglieder des militärischen Widerstands gegen das Hitlerregime angehörten. Er schloss sich während des Russlandfeldzuges dem Widerstand an. Nach der dritten Verwundung durch einen Lungenschuss hatte er im Frühjahr 1944 Fronturlaub und durfte ein Semester Jura an der Humboldt-Universität studieren. Dort lernten sich meine Eltern im Hörsaal kennen. Er soll sich sofort in ihre schwarzen Augen verliebt haben, als sie sich nach ihm umdrehte. Im Widerstand wurde er in erster Linie für Kurierdienste eingesetzt und ging nach dem Attentat am 20. Juli in den Untergrund. Er widersetzte sich so einer erneuten Einberufung an die Ostfront. Meine Mutter und er flüchteten in den letzten Kriegstagen aus dem brennenden Berlin und schlugen sich nach Frankfurt, seiner Heimatstadt, durch. Sie wurde nach Kriegsende schwanger und die Heirat folgte.

Ende der 40er Jahre kamen meine Schwester und ich buchstäblich in Ruinen zur Welt. Eine Außenwand unserer ersten Wohnung war nur notdürftig mit Planen vor Kälte, Wind und Wetter geschützt. Das Leben meiner Eltern war nun vom Überlebenskampf geprägt, wie das der meisten nach Kriegsende.

Unzählige Kriegsversehrte, amputiert an Armen und Beinen, und Bettler prägten damals noch das Bild der Stadt. Mein Vater hatte auf den ersten Blick keine sichtbaren Verwundungen davongetragen. Er war ein gut aussehender Mann in den Dreißigern, als wir Kleinkinder waren.

Erst später, mit wachsendem Verständnis für die Generation meiner Eltern, die im Hitlerdeutschland noch sehr jung waren, wurde mir klar, wie tief verwundet sie durch das Kriegsgeschehen und den Nationalsozialismus waren. Wie unmöglich es ihm geworden war, ein guter Familienvater zu sein, seinen Jähzorn im Zaume zu halten und mit sich selbst Frieden zu

schließen. Die Verwundungen, körperliche wie seelische, führten zu seinem frühen Tod mit 52 Jahren.

Die Ehe meiner Eltern war schon vor meiner Geburt am Ende. Bereits über meinen Namen waren sie sich nicht einig. Meine Mutter war für Irene, mein Vater für Barbara.

Der Name trägt den Widerspruch in sich.  
Die Einigung war zweifach  
mit den beiden Namen,  
der Frieden und der Kampf,  
wird sie beides in sich tragen,  
gesät der Eltern ungelöstes Leid,  
ungeahnt der stumme Auftrag  
für die lang ersehnte Einigkeit.

Obwohl meine Mutter mich »ihm abgezwungen hat«, wie sie es nannte, wurde ich seine Lieblingstochter. Die Ehe allerdings vermochte ich nicht zu retten. Mein Vater löste durch seine langjährige Liaison mit einer schönen, allerdings verheirateten Dame der damaligen Frankfurter Gesellschaft einen Skandal aus.

Ein letzter Versuch der Versöhnung meiner Eltern war eine Reise nach Italien, in dem MG meines autobesessenen Vaters. Ein Wagen, den er kaputt von den britischen Alliierten im Tausch gegen Schmuck meiner Mutter ersteigert und eigenhändig wieder fahrtüchtig gemacht hatte. Wir Kinder wurden wie so oft zur Großmutter gegeben.

Die Reise führte keineswegs zur Lösung der ehelichen Probleme, aber meine Mutter begann den Süden zu lieben und machte die Entdeckung, dass man dort mit wenig Geld leben konnte. Sie wollte weg, weit weg von ihrem skandalösen Ehemann, der nicht willens war, seine Geliebte aufzugeben.

Die Ehe war für sie ein Desaster. Sie muss darüber sehr unglücklich gewesen sein. Wenn ich später mit ihr über das Scheitern ihrer Ehe sprechen wollte, entgegnete sie immer nur: »Ach, lass uns nicht darüber reden, das war so furchtbar, dass ich es fast nicht überlebt hätte.« Freunde meiner Eltern erzählten mir, dass sie nach meiner Geburt depressiv war und sich mit uns Kindern überfordert fühlte. Sie ließ uns wohl unvermittelt schon

als Säuglinge allein, um lange Spaziergänge zu machen, einkaufen zu gehen oder auch in Kneipen zu trinken. Nach mehrmaligem Nachhaken beschrieb sie mir einmal ihren Zustand zu dieser Zeit mit folgenden Worten: »Ich hatte Verfolgungsangst und konnte mich monatelang nur mit dem Rücken zur Wand durch die Wohnung bewegen. Es war schrecklich, bitte lass uns nicht darüber reden.«

Ich habe keine konkreten Erinnerungen an Auseinandersetzungen zwischen meinen Eltern, stattdessen ist eine düstere Atmosphäre haften geblieben. Bis heute verbinde ich mit der Wohnung meiner frühen Kindheit Dunkelheit: schwarze Möbel, die wie riesige Gestalten bedrohlich auf mich herabblickten. Trubel und Leere im Wechsel.

Wir Kinder »heierten«! Vor dem Einschlafen wiegten wir unsere Oberkörper von einer Seite zur anderen. Meine Schwester schlug dabei manchmal ihre Stirn rhythmisch auf die Bettkante, und ich schaukelte mich im Sitzen immer vor und zurück. Das beruhigt mich heute noch. Das »Heiern« verfilzte unsere Haare damals, zum Ärger meiner Mutter. Später, in unserer Pubertät, auch zu unserer Verzweiflung. Je mehr »Geheiere«, umso mehr Spliss in den Haaren. Das »Heiern« ließ mich erst los, als ich meiner ersten Liebe begegnete und mit ihm das Bett teilte.

Von ihrem eigenen Unglück überwältigt, war meine Mutter in jener Zeit wohl nicht in der Lage, uns Geborgenheit und emotionale Sicherheit zu geben. Mein Vater kam selten, und wenn, dann nur zum Wäschewaschen. So erzählte sie.

Sie war oft von Wut beherrscht. Besonders wenn sie Besuch hatte oder Partys in der Wohnung feierte und wir Kinder nach ihr riefen. Das störte sie und es gab »Popoklitsch« mit der Rückseite der Haarbürste. Das tat weh.

1953 schloss sie sich alleine einer der ersten Neckermann-Busreisen nach Barcelona an. In Straßburg, an der Grenze zu Frankreich, musste sie die Reisegruppe verlassen. Sie hatte ihren Pass in Frankfurt vergessen. Unbeirrt ließ sie ihr Gepäck im Bus, trampfte zurück nach Frankfurt, um den Pass zu holen, machte gleich wieder kehrt und fuhr die ganze Strecke per Anhalter bis zum Hotel in Barcelona. Das alles nur wenige Jahre nach Kriegsende, als das Autoaufgebot auf den Straßen vergleichsweise gering war und Frankreich noch unter dem Schock der deutschen Besetzung

stand. Gesund und munter holte sie die Reisegruppe ein, und ihre Liebe zu Spanien begann.

Nach der Barcelona-Reise hatte sie ihren Beschluss gefasst: Sie zieht mit ihren beiden Kindern nach Spanien, weit weg von ihrem Mann, der sie so tief verletzt hat. Mein Vater blieb zurück, nahm sein Jurastudium wieder auf, das er sich mit journalistischer Arbeit bei United Press International finanzierte.



## DAS HOLZBEIN

Sie steht auf der Treppe, die zur Haustür führt. Auf der Straße parkt das Auto des Vaters. In den blank geputzten Speichen spiegelt sich die Sonne. Die Strahlen blenden sie. Ihr Vater öffnet die Fahrertür. Er hat ein Holzbein. Sein linkes Bein ist ein Gestänge aus Holz und Metall, vom Knie abwärts bis zum Fuß, der starr im Schuh auf dem Gaspedal liegt. Er nimmt seinen Oberschenkel an der Stelle, wo die Hose aufgekrempt ist, in beide Hände, schwingt sein Holzbein auf die Straße und steigt aus.

Sie rennt die Treppe runter auf ihn zu. Umklammert weinend das Holzbein. Er nimmt sie auf den Arm und sagt:

»Weine nicht, meine Kleine, es tut nicht mehr weh, ich muss nur aufpassen, dass ich nicht zu viel Gas gebe, mein Holzbein ist so schwer.«

»Hopp, hopp, Kinder, aufstehen, wir fahren nach Spanien. Macht schnell, zieht euch an, Frühstück steht in der Küche!«, wird sie unsanft von der hereinstürmenden Mutter geweckt und stammelt erschrocken: »Der Papi hat ein Holzbein.«

»Das musst du geträumt haben, mein Dummerchen. Los, los, steht auf! In der Küche steht das Frühstück«, und schon ist die Mutter wieder draußen.

Vor Nervosität und Hektik kann sie keinen Bissen runterkriegen. Eingeschüchtert steht sie mit ihrem Teddy im Arm auf den Stufen zur Haustür und beobachtet, wie die Eltern das Auto packen. Erleichtert stellt sie fest, dass der Vater kein Holzbein hat. Als alles gepackt ist, ruft die Mutter: »Schnell, schnell, steigt ein, sonst verpassen wir den Zug.«

Ein letztes Mal geht sie die graue Steintreppe hinunter. In den blank geputzten Speichen des Wagens spiegelt sich die Sonne und blendet sie wie im Traum.

Sie und ihre Schwester liegen hinter den Vordersitzen auf dem Gepäck, können sich nicht aufrichten, ohne mit den Köpfen anzustoßen. Es ist ein Zweisitzer. »Mein Sportflitzer«, wie der Vater sein Auto liebevoll nennt. Die ganze Fahrt über streiten sie, wer den meisten Platz einnimmt, schubsen sich hin und her, bis eine weint und die Mutter laut mit ihnen schimpft.

Der Vater ist ein schneller Fahrer. Sie hat Angst. Bei jedem gewagten

Überholmanöver kneift sie die Augen zusammen und hält die Luft an, bis es vorbei ist. Die Eltern reden kein Wort miteinander, eisiges Schweigen füllt den Raum zwischen ihnen, bis der Bahnhof nach langen Stunden erreicht ist.

Im Zugabteil nimmt der Vater sie auf seine Arme und schaut sie lange an. Sie hält ganz still und sieht, dass seine grünen Augen sich mit Wasser füllen. Er setzt sie ab, streichelt der Schwester über den Kopf, gibt der Mutter einen Handkuss und rennt schnell weg. Als sei er auf der Flucht vor etwas Unsichtbarem.

**M**ein Vater brachte uns nach Zürich. Von dort gab es eine direkte Zugverbindung nach Barcelona. Meine Mutter hatte vor, lange wegzubleiben, sie wollte herausfinden, ob es für sie möglich war, mit ihren Kindern in Spanien zu leben.

Es war bestimmt bitter für meinen Vater, von Frau und Kindern verlassen zu werden. Gleichzeitig genoss er es dann sehr, wieder frei zu sein, sich ungestört seiner Geliebten zu widmen und mit dem Studium den Grundstein für seine berufliche Karriere zu legen.

In den sechs Jahren, die wir in Spanien verbrachten, habe ich meinen Vater nur sehr selten gesehen. Nur wenige Erinnerungen an diese Begegnungen sind mir im Gedächtnis geblieben. Mein kindliches Wesen hat ihn wohl sehr vermisst. Die frühe Trennung führte zu einem Bruch, der trotz späterer gegenseitiger Annäherungen bis zu seinem Tode nicht mehr heilen sollte.

Nach einer kurzen Zeit in einer Pension fand meine Mutter ein kleines Haus zur Miete für den Winter in der Nähe von Barcelona. Sie lernte Spanisch aus Büchern, wir auf der Straße. Ich war damals vier Jahre alt. Meinen fünften Geburtstag feierte ich schon in unserem neuen spanischen Zuhause.

## DER TRAUERZUG

Sie weiß nicht, warum sie nach Spanien gezogen sind.

Das Erste, was ihr auffällt, ist das Licht. So hell, dass es warm in sie eindringt, selbst wenn sie im Schatten steht. Es war schon kühl, als sie Deutschland verließen. Hier ist es warm. Sie hat ein kurzärmeliges Hemd an. Das Haus, das sie mit Mutter und Schwester bewohnt, ist klein, hat aber eine große Terrasse, auf der die Mutter die meiste Zeit sitzt und liest.

Sie und ihre Schwester sind fremd hier, haben noch keine Freunde. Gemeinsam erkunden sie die Umgebung. Sie gehen den Weg am Haus hinunter, kommen zu einer staubigen Landstraße, die den Berg hinauf zu einer Kirche neben einem großen Friedhof führt. Sie spielen am Rand der Straße. Blau leuchtende Käfer, die sich in die Erde graben, erregen ihr Interesse.

Von weit her hört sie Musik. Ein Zug schwarz gekleideter Menschen kommt langsam die Straße auf sie zugelaufen. Vorneweg wird eine weiße Kiste von vier jungen Burschen getragen. Hinter ihnen halten Männer bunt bestickte Fahnen mit goldenen Fransen in die Höhe. Herren in Anzügen mit Hüten folgen. Schweiß läuft ihnen über die Gesichter und sie murmeln vor sich hin. Hinter ihnen schreiten Frauen in langen Kleidern, die Gesichter bedeckt mit Schleiern. Sie weinen laut und wiederholen immer wieder einen Satz mit dem Wort »Maria, Maria, Maria«. Dabei schlagen sie sich ihre Fäuste gegen die Brust. Eine Kapelle, die traurige Musik spielt, folgt. Kinder, große und kleine, bilden das Ende des Zuges.

Ganz gebannt von dem Geschehen, kann sie sich nicht losreißen und geht an der Seite des Zuges mit. Ihre Schwester versucht, sie zurückzuhalten, aber wie von einer fremden Kraft geführt, lässt sie die Schwester zurück und reiht sich ein.

Sie erreichen die Kirche und ein ohrenbetäubendes Glockengeläute beginnt. Die Trauernden bewegen sich an der Kirche vorbei auf den Friedhof zu. Sie drängelt sich durch die Menschenmenge ganz nach vorne und sieht ein großes Loch, in das die weiße Kiste eingelassen wird. In dem Moment stimmen Frauen und Männer gemeinsam einen herzerreißenden Gesang an, während ein Mensch nach dem anderen

am Loch vorbeigeht, sich mehrmals bekreuzigt und Blumen hineinwirft.

Sie fürchtet sich plötzlich und macht sich auf den Heimweg. Sie ahnt, dass etwas Schlimmes passiert ist, schaut zu Boden und beginnt zu grübeln.

Plötzlich juckt es ihr am Po. Was krabbelt da? Sie fasst sich in die Hose und holt etwas Lebendiges hervor. In der Hand hält sie lauter kleine Würmer, die sich winden. Sie graust sich ein wenig, behält sie aber in der Hand und läuft schnell zur Mutter auf die Terrasse. Mit gestrecktem Arm hält sie ihr den Unterhosenfang hin.

»Oh, Würmer«, sagt die Mutter, »woher hast du die?«

»Aus dem Po«, erwidert sie.

Noch vor dem Abendessen müssen sie und ihre Schwester eine schlecht schmeckende Medizin gegen die Würmer einnehmen. Beim Zubettgehen, vor dem Gebet und dem Gutenachtkuss, erzählt sie ihrer Mutter von dem seltsamen Zug.

»Das war ein Trauerzug für ein Begräbnis, meine Kleine, welche Farbe hatte die Kiste?«

»Weiß!«

»Dann war es ein Kind, wie traurig.«

**W**ir hatten kein Bad. Nur einen Wasserhahn in der Küche und ein Plumpsklo auf der Rückseite des Hauses. Einmal in der Woche packte meine Mutter alle dreckige Wäsche in einen Korb und wir gingen mit ihr ins Badehaus unten im Dorf. Dort mietete sie eine in den Boden eingelassene, bunt gekachelte Wanne mit riesigen Porzellanhähnen, aus denen kochend heißes Wasser floss.

Meine Mutter liebte es bis ins hohe Alter hinein, sehr heiß zu baden. Sie fror leicht, und nichts konnte ihr zu heiß sein: die Suppe nicht, das Wetter nicht, die Sonne nicht und auch die Wärmflasche nicht. Wir schauten ihr zu, wie sie ganz ruhig mit geschlossenen Augen in der Wanne lag, mit einem friedlichen Lächeln auf ihrem Gesicht. Es entstand jedes Mal diese unbefohlene Stille, ein sich immer wiederholendes Ritual.

Nach einer guten Weile öffnete sie die Augen, lächelte uns an, und wir durften auch in das nun etwas abgekühlte Wasser. Nachdem sie ausgestie-

gen war, schmiss sie die ganze schmutzige Wäsche zu uns in die Wanne, gab uns jeder ein Stück Seife, und wir fingen an, um die Wette die Wäscheteile einzuseifen und zu schrubben. Am Schluss wurden wir mit der Wäsche abgeduscht, die Wäsche wurde gewrungen und im Korb nach Hause getragen.

Zur Hochzeit bekam meine Mutter von ihrem Schwiegervater ein Aktienpaket der Schweizerpillen geschenkt. Die Schweizerpillen gab es in zwei Ausführungen sowohl gegen Verstopfung als auch gegen Haarausfall, sie wurden ursprünglich von einem Apotheker Brandt in Paderborn hergestellt.

Ende des 19. Jahrhunderts ist die Produktion in die Schweiz verlegt worden. Mein Urgroßvater und mein Urgroßonkel erwarben die Vertriebsrechte. Dank bahnbrechender Vermarktungsstrategien der beiden eroberten die Schweizerpillen den pharmazeutischen Markt zu jener Zeit blitzartig. Besonders bei den Damen der feinen Gesellschaft, die schlank bleiben, und bei den Herren, die ihre Haarpracht erhalten wollten, waren sie ein absolutes Muss.

Die beiden Herren waren Pioniere der Werbung. Sie hatten viele Einfälle, um das Produkt an die Frau oder an den Mann zu bringen. Sie scheuten auch keine Kosten und Mühen, diese Einfälle umzusetzen. Zum Beispiel abonnierten sie über geraume Zeit die erste Sitzreihe eines Theaters in Frankfurt, engagierten Männer mit Glatzen, die jeweils einen Buchstaben des Produkts auf den kahlen Kopf gemalt bekamen, und ließen sie die reservierten Plätze einnehmen. Abend für Abend war von allen Rängen gut erkennbar zu lesen:

## SCHWEIZERPILLEN

Das Aktienpaket bildete die Grundlage unseres Aussteigerlebens im Spanien der 50er Jahre. Die Dividende und etwas Geld, das mein Vater von seinem Verdienst bei der United Press nach Spanien schickte, ermöglichten ein zwar bescheidenes Dasein, aber ohne größere Entbehrungen.

Jetzt ist sie allein. Es ist still, nur das leise Fiepen der zwei übrig gebliebenen Welpen ist zu hören. Es ist schon dunkel draußen. Das Fenster gleicht einem schwarzen Loch, in dem sich ihre Nachttischlampe spiegelt. Die Vorhänge fehlen.

Kurz zuvor hatte die Mutter den Eimer, in den sie die anderen Welpen auf Watte gelegt hat, mit dem Deckel verschlossen, vorwurfsvoll den Hund angeschaut und gestöhnt:

»Schnippi, du alte Gebärmaschine, zwölf auf einen Schlag, Gott vergib mir. Irene, du bleibst im Bett, du hast wieder Fieber, ich bringe die Jungen zum Tierarzt.«

Sie liegt auf der Seite unter der warmen Bettdecke. Es ist ein kalter Winter. Das Zimmer ist nur mit einem kleinen Radiator geheizt. Sie beobachtet Schnippi mit ihren Jungen, die auf einer dicken Wolldecke unter dem Tisch am Fenster liegen. Das Zimmer ist klein und niedrig. Eine Mansarde mit schrägen Wänden. Sie betrachtet ihre Hände, die mit roten Flecken übersät sind. Der Arzt hat gesagt, das komme vom Blut.

Sie dreht sich auf den Rücken, schaut an die Decke und erstarrt. Eine Spinne hängt in gerader Linie über ihrem Gesicht an der Decke. Eine Spinne mit einem runden Körper und langen, dünnen Beinen. Reglos hängt sie da, nur drei ihrer vielen Beine haften noch an der Decke, die anderen hängen frei in der Luft.

Augen zu und die Decke über den Kopf ist ihre erste Reaktion. Sie ist kein kleines Kind mehr, sie weiß um die Dinge, die sie aus ihrem Blickfeld bannt. Sie verschwinden nicht, im Gegenteil, sie wachsen, bewegen sich, greifen an, sind gefährlich. Ein Schauer läuft ihr kalt den Rücken herunter.

Ihre Angst vor Spinnen nimmt zu, je älter sie wird. Sie kann es nicht ertragen, mit einer Spinne in einem Zimmer zu sein. Bisher rettet die Mutter sie immer vor den Spinnen, versteht aber ihre Angst nicht. Sie kann ihre Angst selbst nicht verstehen. Ekel vermischt sich mit Panik. Die Spinne ist Bedrohung.

Sie öffnet die Augen und schlägt das Bettzeug zaghaft zurück. Die Spinne ist noch da, am selben Fleck. Keiner wird ihr helfen, sie muss

sich selber helfen. Die Klarheit darüber ist eisig. Kann sie die Spinne erreichen, wenn sie sich auf das Bett stellt und ihren rechten Arm hebt? Es geht.

Die Spinne anzufassen und aus dem Fenster zu werfen, wie es ihre Mutter immer tut, kommt nicht infrage. Allein bei der Vorstellung schüttelt es sie, Brechreiz kommt auf.

Töten vielleicht?

Ja, Töten ist im Bereich des Erträglichen. Es geht um Leben und Tod. Entweder die Spinne oder sie.

Sie bewaffnet sich mit einem Pantoffel. Kampfgeist flammt auf. Schwankend steht sie auf der Matratze, entschlossen, sich von der Spinnenbedrohung zu befreien, hebt den Arm, die zittrige Hand umklammert den Schuh und – zögert.

Was ist, wenn ich sie nicht erwische, wenn sie runterfällt und unter die Bettdecke kommt oder sich unter dem Bett versteckt und nachts dann zwischen meinen Beinen krabbelt ...

Der Kampfeswille schrumpft, lässt sie aber nicht gänzlich im Stich. Sie schließt die Augen, atmet tief ein, hält die Luft an, öffnet die Augen wieder und schlägt zu. An der Zimmerdecke bleibt ein Blutfleck. Die Überreste des Tieres kleben an der Sohle des Pantoffels, den sie angewidert unter das Bett der Schwester wirft.

Erschöpft von ihrer Tat, kuschelt sie sich zurück in ihre Bettdecke und schaut den Blutfleck an. Eine Gewissheit taucht in ihrem aufgewühlten Inneren auf, irgendwo im Magen. Eine Gewissheit, etwas Unrechtes, etwas Unangemessenes getan zu haben, etwas aber, das sie befreit hat, befreit von dieser Angst, vernichtet zu werden. Sie hat die Wahl getroffen.

Sie fällt in einen tiefen Schlaf, der sie vom Fieber befreit.

**D**as Töten der Spinne war zwar keine ruhmreiche Tat, doch ein Wendepunkt in meinem Leben. Bisher in der Konfrontation mit Ängsten eher passiv, war die Tötung der Spinne ein erster Schritt, ihnen aktiv zu begegnen, zugegeben etwas brutal und für eine Seite mit tödlichem Ende. Ich lernte zunehmend, meine Ängste im Außen zu bekämpfen. Schritt für Schritt fing ich an, mir eine Welt aufzubauen, die die Ängste und Abgründe

in Schach hielt. Ich entwickelte mit der Zeit Kraft und Talent darin, kam langsam aus der Schüchternheit heraus und wurde zur Rebellin.

Erst viel später, zu einem Zeitpunkt, als die Aufrechterhaltung dieser Lebenseinstellung meine Ressourcen leerte, begann ich, langsam umzukehren.

Die Kraft, die schlagend sich befreit  
nicht mächtig auszugleichen  
führt auf den Weg  
dem Schatten auszuweichen  
gestaltet Leben einem Bilde gleich  
bis dass dem Schöpfer die Kräfte schwinden  
er erliegt, wird zum Gestein  
kein Wasser sickert mehr aus seiner Quelle  
bis die Gnade der Erschütterung  
legt frei, was ohne Kraft geschieht



Zum Schreiben brauche ich Ruhe.

Ruhe vor den Tätigkeiten des Alltags. Ruhe vor den Beschäftigungen, die dem Überleben dienen. Vor allem Ruhe vor der ständigen geistigen Beschäftigung mit ihnen. Das gelingt mir am besten auf Reisen. Die Anonymität eines Hotelzimmers, gepaart mit dem Luxus, versorgt zu sein, gibt mir die nötige Geborgenheit für Reisen in die Vergangenheit.

Um mich in die Welt meiner Jugend zurückzusetzen, entscheide ich mich für eine preiswerte All-inclusive-Langzeitreise mit Rentnerrabatt auf dem ewig sonnigen Sinai. Ägypten, von seinen gewonnenen oder auch verlorenen Revolutionen gebeutelt, freut sich über jeden Touristen, den die viel beschworene Gefahr des Terrors nicht abschreckt. Es ist meine erste All-inclusive-Reise.

Schönes Hotel, Zimmer mit Meerblick. Ich atme auf. Die wenigen Hotelgäste sind überwiegend britischer oder russischer Herkunft. Die meisten recht beliebt. Sie plündern dreimal am Tag das reichhaltige Buffet, als wäre es die letzte Mahlzeit. Besonders die Kuchentheke erfreut sich regen Zuspruchs. Teller, aufgetürmt wie Hochzeitstorten, werden zu den Tischen balanciert.

Wirklich beeindruckt bin ich von den Tätowierungen, die während des Sonnenbadens am Pool in ihrer ganzen Schönheit erstrahlen. Blumen ranken an den Fesseln junger Frauen die strammen Waden hoch. Schmetterlinge, bunter als frei fliegende, schmücken welke Schultern. Manch einer hat so viele Höllenmaschinen und Totenköpfe auf seiner Haut verewigt, dass kaum ein Fleckchen mehr frei ist.

Die Russen grüßen nicht, die Briten höflich zurückhaltend, das Personal grüßt ohne Unterlass. Nur Männer sind angestellt. Köche, Kellner, Zimmerjungs. Durchweg freundlich und zu Späßen aufgelegt, die mich immer wieder zum Lachen bringen. All inclusive auch der Alkohol. Ab mittags steigt die Stimmung am Pool.

Ich bekomme ein anderes Zimmer, dem Pool abgewandt, mit noch schönerem Meerblick, und Ruhe kehrt ein.

Als meine Mutter aus Salem rausgeschmissen wurde, befand sie sich in einer sehr schwierigen Lage. Mit zwei halbwüchsigen Töchtern, einer hochschwangeren Hündin und einem Pferd stand sie auf der Straße.

Wir zogen für zwei Wochen in einen Gasthof, bis sie ein Zimmer zur

Untermiete bei Frau Erdmann in Überlingen gefunden hatte. Das Haus war klein, rotbraun gestrichen und lag dunkel an einem Bach. Wir bezogen den Dachboden, in dem nur ein Zimmer ausgebaut war.

Meine Mutter erzählte mir später, sie habe die Hundewelpen mit Chloroform im Eimer getötet und dann in den Bach geschmissen, weil ihr das Geld für den Tierarzt fehlte.

Es war eine finstere Zeit. Meine Mutter nahm eine Stelle als Büglerin für Herrenhemden in einer Reinigung an. Ich wurde krank. Der Verdacht auf Leukämie kam auf, bestätigte sich allerdings nicht. Meine Schwester, schon pubertierend, zog sich zunehmend in sich selbst zurück, las viel und bekam eine »Sofaethargie«, wie es meine Mutter nannte.

Ich erholte mich und fand meine beste Freundin. Hildegard ging in die Volksschule, ich auf das Gymnasium. Eine seltene Liaison zu einer Zeit noch radikal getrennter Gesellschaftsschichten. Hille, so wurde sie von allen genannt, war das jüngste von sechs Kindern einer Maurerfamilie und eine verwegene Reiterin. Wir lernten uns im Reitstall kennen, der um die Ecke von Frau Erdmann lag. Dort misteten wir jeden Tag die Ställe aus und träumten von unseren Karrieren als Turnierreiterinnen. Ihr Traum sollte Wirklichkeit werden.

Hille und ich waren zusammengeschweißt für die nächsten vier Jahre. Die Wirren der Vorpubertät überstanden wir mit unserer Liebe zu Pferden und unserer Verehrung für Filmstars wie Peter O'Toole, der uns im Film »Lawrence von Arabien« begeisterte. Von unserem gesparten Taschengeld sahen wir uns das Wüstenabenteuer dreimal in dem örtlichen Kino Tivoli an. Ich übernachtete häufig bei ihr, und dann stellten wir die Liebesszenen in ihrer Dachkammer nach. Sie entschied immer, wer den Mann und wer die Frau darstellen sollte. Ihre schrägen Dachwände waren vollgeklebt mit aus Zeitschriften herausgerissenen Fotos von Filmstars und Schlagersängern jener Zeit.

Ich fühlte mich wohl in ihrer Familie. Meine Sehnsucht nach Normalität wurde dort gestillt. Es waren einfache Leute, wie meine Mutter sich ausdrückte, die rundum Selbstversorger waren. Sie besaßen ein Stück Land hinter dem Haus. Ziegen, eine Kuh und einige Hühner, Schweine und Hasen hatten dort ihr Zuhause. Jeden Samstag wurde ein Hase geschlachtet, der am Sonntag mit der leckersten Sauce, selbst gemachten Spätzle und Salat aus dem Garten aufgetischt wurde. Nach dem Essen setzten wir uns

in die gute Stube und hörten Schlager aus dem Radio. Hilles Mutter liebte Peter Alexander und Chris Howland.

Hildegard hatte Stella, das Pony einer alten Frau, adoptiert, dem sie wahre Kunststücke beibringen konnte. Sie war auch diejenige, die uns überzeugte, die Marili von Salem nach Überlingen zu reiten, und fand auch für sie eine Unterkunft bei Frau Stohmann.

Frau Stohmann war eine große, weißhaarige alte Dame, die mit ihrem Sohn in einem Holzhaus lebte. Sie hatten einen riesigen Garten, in dem das Norwegerpferd Hansi stand. Nach einigen Überredungskünsten willigten Frau Stohmann und ihr Sohn ein, die Marili aufzunehmen.

Und nicht nur die Marili. Frau Stohmann, selbst Flüchtling aus Königsberg, fand Gefallen an unserer kleinen Familie und wir zogen in ihre Dachkammer um. Wieder alle drei mit Hund und zwei Welpen in ein Zimmer mit großem Ehebett.

Der enge Eingangsbereich des Holzhauses führt direkt in die Küche, von der man in Frau Stohmanns Reich und in das Bad gelangt. Über eine schmale Stiege ist auch die Dachkammer, ihr neues Zuhause, zu erreichen.

Frau Stohmann ist erschreckend groß. Ihre Leibesfülle nimmt fast die ganze Küchenfront ein. Ihre Schwester und sie helfen ihr beim Kochen. Sie schaut Frau Stohmann von der Seite an, kommt sich winzig vor neben ihr. Ihre weißen, glatten Haare sind so abgeschnitten, als hätte man ihr einen Kochtopf aufgesetzt.

»Irene, träum nicht, schäl die Kartoffeln. Mädchen müssen sich nützlich machen, sonst taugen sie nichts!«

Sie schält weiter, kann aber den Blick nicht von Frau Stohmann abwenden. Ihr Äußeres fasziniert sie. Immer wieder schaut sie verstohlen zu ihr hinauf. Deren wässrige blaue Augen schweifen von Zeit zu Zeit aus dem Fenster. Dabei seufzt Frau Stohmann.

»Irene, schau mich nicht dauernd so an, das macht mich krank. Konzentriere dich auf deine Kartoffeln«, ermahnt sie sie kopfschüttelnd.

Sie wendet sich ihren Kartoffeln zu, und als sie fertig ist, hält sie Frau Stohmann die Schüssel mit den geschälten Kartoffeln hin. Keine Reaktion. Die blauen Augen schauen bewegungslos durch das Fenster. Sie stößt sie zaghaft in die Seite. Nichts passiert, Frau Stohmann bleibt regungslos.

Dann geschieht das Unfassbare. Frau Stohmann neigt sich zur Seite wie ein gefällter Baum, der Geschwindigkeit aufnimmt, je näher er der Erde kommt. Sie sieht es wie in Zeitlupe und ist doch zu Tode erschrocken, als die große, alte Frau auf den Steinfußboden aufschlägt.

Da liegt sie nun, bewegungslos wie ein Sack Zement.

»Sie ist tot!«, entfährt es ihrer Schwester. Beide beugen sich über den reglosen Körper. Sie legt ihre Hand auf Frau Stohmanns Brust und die Wange an ihre Nase, wie sie es im Kino gesehen hat. Die Brust bewegt sich unmerklich und saure Feuchtigkeit streift ihre Backe.

»Sie ist nicht tot, sie atmet!«

Die Mutter ist gekommen, kriegt allerdings die Tür zur Küche nicht auf, weil Frau Stohmann im Weg liegt. In dem Moment wird die Frau

am Boden wieder wach und fast in der gleichen Geschwindigkeit, in der sie gefallen ist, rappelt sie sich auf. Steht wieder kerzengerade an der Küchenfront, als sei nichts geschehen.

Die Mutter tritt ein: »Was ist passiert?«

»Frau Stohmann ist umgefallen, ich habe sie krank gemacht!«, antwortet sie den Tränen nahe und flüchtet über die Stiege in die Dachkammer.

»Was das Mädchen sich immer einbildet! Ich leide an Anfällen, das ist alles. Wo sind die Kartoffeln?«, hört sie noch die Wiederauferstandene sagen.

**F**rau Stohmann war Epileptikerin und meine Mutter bläute uns abends im Bett ein, dass wir sie auf keinen Fall reizen durften, das könne Anfälle auslösen. Was auch immer reizen bedeutete, nach jenem Anfall in der Küche gingen wir auf leisen Sohlen, sprachen nur noch gedämpft und bemühten uns, Frau Stohmann die Wünsche von ihren wässrigen blauen Augen abzulesen.

Meine Mutter fand eine neue Arbeit als Betreuerin und Übersetzerin der ersten spanischen Gastarbeiterinnen in der Fabrik von Unterwäschehersteller Schiesser. Sie kaufte sich einen gebrauchten Käfer, mit dem sie täglich in die Fabrik fuhr.

Zur Aufgabe hatte sie es sich gemacht, ein neues Zuhause für sich und ihre Töchter zu schaffen. Sie war besessen davon und scheute sich nicht, Risiken dafür einzugehen. Meine Mutter wollte bauen! Ständig waren wir auf der Suche nach einem geeigneten Grundstück. Es musste auf dem Land sein und einen schönen Blick haben. Der Blick war das Wichtigste.

Meine Schwester und ich gewöhnten uns gerade an die Kleinstadt, unseren Schulweg und unser Umherstreifen mit der jeweiligen Freundin. Nach der Schule unternahmen Hille und ich ausgedehnte Ausritte in die Umgebung. An ausgesuchten Abenden schlichen wir uns zu den »Stinketanten«, Flüchtlingen aus Schlesien, zwei Schwestern, die in einer Baracke nahe dem Reitstall wohnten.

Die Stinketanten hatten einen Fernseher, damals noch eine Rarität in deutschen Haushalten. Wir klopfen zaghaft an und fragten, ob wir fernsehen dürften. Wir durften immer. Sie freuten sich, gaben uns trockene

Kekse und Plätze auf einer harten Holzbank. Es stank, ganz selten lüfteten die Stinketanten, sie zogen immer die Vorhänge zu, auch wenn es draußen noch hell war. Wir sind es so gewohnt, wegen des Fliegeralarms, antworteten sie auf Hilles Frage, warum bei ihnen immer die Vorhänge geschlossen seien.

Wenn Hans-Joachim Kulenkampff seine Show »Einer wird gewinnen« begann, vergaßen wir den Geruch und fieberten mit den Kandidaten mit. Unvergesslich bleibt mir der erste Dreiteiler im deutschen Fernsehen, »Das Halstuch« von Francis Durbridge. Es war so spannend, dass wir ständig auf unseren vier Buchstaben auf der Holzbank hin und her rutschten und in der Schule Wetten abschlossen, wer der Mörder sei.

Sie sitzt im Garten des großen Hauses mit ihrer Freundin Marina. Hinter der Mauer, die den Garten begrenzt, ragt der Wachturm hervor. Die zwei Vopos haben ihre Ferngläser auf sie gerichtet. Marina und sie schälen Kartoffeln für das Abendessen. Die Küche liegt im Untergeschoss des großen Gebäudes. Mehrere Leute sind dort damit beschäftigt, das Essen für die 70 Bewohner vorzubereiten. Der verwilderte Garten ist bevölkert von den Hausbesetzern. Sie haben Matratzen und Stühle rausgestellt, lesen, reden, drehen Joints oder lassen sich einfach nur die Sonne ins Gesicht scheinen.

Es ist ein sehr warmer Sommertag, der 13. August, der Jahrestag des Mauerbaus. Sie genießt die Sonne im Rücken. Während des Schälen singen sie ein Lied, das sie neulich mit den Scherben aufgenommen haben: »Das ist unser Haus, ihr kriegt uns hier nicht raus, schmeißt doch erst mal hm, hm, hm, hm, hm aus Kreuzberg raus ...« Sie lachen, wenn ihnen der Text nicht mehr einfällt, und summen die Melodie weiter.

Da kommt Freudigmeier schnellen Schritts mit einem Paket unter dem Arm um die Ecke in den Garten gelaufen. Er ist schon etwas älter als die meisten Bewohner des Hauses, die Haare lichten sich schon am Ansatz, aber er ist Tonmeister bei den Scherben. Das macht vieles wieder gut.

»Hey, ich habe die fertigen Bänder für die neue Platte, ›Keine Macht für Niemand‹, von den Scherben dabei«, strahlt er. »Wenn ihr eine Anlage besorgt, können wir sie hören. Ein Abspielgerät habe ich.«

Wie elektrisiert springen alle von ihren Tätigkeiten auf und scharen sich um Freudigmeier. Sie lässt ihre Kartoffel in den Topf fallen und stellt sich dazu.

»Wer hat eine Anlage? Wir bauen sie im Garten auf und lassen es krachen«, schlägt Kajak vor.

Bär ist der Einzige im Haus, der eine Anlage hat, eine sehr große Anlage, eine Stereoanlage mit viel Power und extrem gutem Sound. Er ist schon im dritten Lehrjahr. Lange hat er gespart und sie vor ein paar Tagen teuer gekauft.

Sie stürmen sein Zimmer im Untergeschoss. Bär liegt auf seiner Ma-

tratze, zieht an einem Joint und hört »In a Gadda da Vida« von Iron Butterfly. Sehr laut, er dreht erst mal runter. Die Anlage nimmt einen großen Teil des Zimmers ein. Riesige Boxen stehen rechts und links vom blinkenden Turm.

»Bring deine Anlage in den Garten, Freudigmeier hat die neuen Bänder von den Scherben mitgebracht. Wir machen 'ne Fete!«

Bär weigert sich, steht auf und stellt sich zwischen die Fordernden und sein höchstes Gut.

»Niemals, das ist meine Anlage, die kommt mir hier nicht raus. Die hat mich ein Vermögen gekostet. Wenn die kaputtgeht, kann keiner mir die Knete wiedergeben. Kommt nicht in die Tüte, die bleibt hier, capito!«

»Du Spießler, hier gibt's kein Privateigentum, rück die Anlage raus, sonst holen wir sie raus, klaro!«

Inzwischen hat sich die Neuigkeit im ganzen Haus herumgesprochen. Die meisten warten entweder im Garten oder stehen im Flur vor Bärs Zimmer. Er weigert sich standhaft, schafft es, die Eindringlinge aus seinem Zimmer zu scheuchen, dieses sorgsam abzuschließen und sich in den Garten zu begeben. Umsonst! Dort findet dann ein Tribunal statt. Alle moralischen und ideologischen Keulen werden eingesetzt, um Bär als Egoisten und Konterrevolutionär zu entlarven.

Völlig klein gemacht, gibt er schweren Herzens nach. Verlängerungskabel werden in den Garten verlegt, die Anlage herausgetragen, um die Bänder abzuspielen. Marina kommt zu ihr, öffnet ihre Hand. Eine kleine grüne Tablette kommt zum Vorschein.

»Kajak hat Trips. Willst du auch einen?«

»Nein, ich habe noch nie einen genommen, hab irgendwie Schiss.«

»Die Grünen sind gut, komm, wir teilen uns einen. Dann kommen wir richtig gut drauf, aber ohne Hallus!«, überredet sie sie mit einem ihrer verführerischen Augenaufschläge. Sie schlucken die Pille. Es dauert eine Weile, bis alles so weit ist. Ein paar Leute gehen noch Getränke holen. Marina und sie schälen die restlichen Kartoffeln. Alle sind gespannt auf die neue Platte.

**Ich hab geträumt der Winter wär vorbei**

donnert es endlich aus der Anlage. Der Sound überwältigt sie. Die



Töne treffen bis ins Mark. Versetzen Herz, Stimme und Beine gleichzeitig in Bewegung. Sie lacht vor Freude.

**Du warst hier und wir waren frei!**

Der Sound schallt über die Mauer. Fenster auf der anderen Seite des Todesstreifens werden geöffnet. Auf dem Wachturm stehen inzwischen mehrere Vopos.

**Und die Morgensonne schien.**

Alle tanzen und singen lautstark mit.

**Es gab keine Angst und nichts zu verlieren,  
es war Friede bei den Menschen und unter den Tieren.**

**Das war das Paradies.**

Die Begeisterung steigert sich. Bei der Entstehung der Lieder waren viele beteiligt, haben bei dem Refrain mitgesungen.

**Der Traum ist aus,  
aber ich werde alles geben,  
dass er Wirklichkeit wird!**

Die Tanzenden werfen ihre Arme in die Luft, ballen die rechte Hand zur Faust, um ihre Entschlossenheit zu bekräftigen.

**Alle Türen waren offen, die Gefängnisse leer.**

**Es gab keine Waffen und keine Kriege mehr.**

**Das war das Paradies!**

»Das ist das Paradies«, ruft sie Marina zu. Ihr erster Trip! Wie eine Welle hat er sie ergriffen. Sie wird gesungen. Sie wird getanzt. Keine Kopfgedanken. Sie erlebt eine Wachheit, die sich überall entfaltet. In ihren Augen, in ihren Ohren, in ihren Bewegungen.

Sie schaut zu den Vopos auf dem Wachturm, streckt ihnen ihre geballte Faust entgegen und traut ihren Augen nicht: Die Vopos tanzen. Sie schwenken ihre Ferngläser hin und her, winken und lachen. Sie hat noch nie einen Vopo lachen sehen. Sie winkt zurück.

**Gibt es ein Land auf der Erde,  
wo der Traum Wirklichkeit ist?**

**Ich weiß es wirklich nicht.**

**Ich weiß nur eins und da bin ich sicher: dieses Land ist es nicht!**

**Wir haben nichts zu verlieren außer unsrer Angst,**

**es ist unsre Zukunft, es ist unser Land.**

**Gib mir deine Liebe, gib mir deine Hand!**

Jemand ergreift ihre Hand. Sie weint vor Glück, Tränen fließen wie Sturzbäche. Sie kann nicht aufhören zu tanzen. Die Musik landet immer wieder direkt in ihrem Innersten, steigt von dort auf wie eine Woge. Sie galoppiert auf dem Leben dahin, glücklich unter den tanzenden und singenden Freunden.

Es wird dunkel. Die Vopos richten Scheinwerfer auf das bunte Treiben im Garten. Die Scherben sind eingetroffen. Sie feiern mit und werden begeistert gefeiert. Ist die Musik einmal abgespielt, werden die Bänder von Neuem abgespielt. Gegen Mitternacht lässt die Tanzwütigkeit nach. Psychedelische Klänge lösen die Musik der Scherben ab. Manche ziehen sich auf ihre Zimmer zurück, andere bringen ihre Matratzen nach draußen. Es ist eine von diesen lauen Sommernächten.

Sie wird müde. Wegen der Mücken geht sie auf ihr Zimmer im zweiten Stock. Ein großes Matratzenlager beherbergt fünf Menschen. Kajak und Läsch sind auch schon da. Die anderen sind im Garten geblieben. Sie stellt sich ans Fenster und schaut über die Mauer auf den Todesstreifen.

Im Wachturm sitzt nur noch ein Vopo. Er liest in einer Illustrierten bei schwachem Licht. Das Fernglas liegt neben ihm. Unter ihr im Garten zwischen Mauer und Haus die Schlafenden, über ihr sternenklarer Himmel.

Sie legt sich auf die Matratze zwischen Kajak und Läsch. Sie reden noch eine Weile über den gemeinsamen Abend, teilen ihre Begeisterung für die Musik und lachen über die Vopos. Kajak ist auch davon überzeugt, dass die Vopos getanzt haben.

»Es waren keine Hallus, da schwör ich drauf, beim Leben meiner Oma!«

**E**s folgte eine lange Reise mit zwei bis an den Rand gefüllten VW-Bussen nach Italien. Aus unerfindlichen Gründen saßen Läsch und ich in verschiedenen Bussen. Wir verpassten uns am verabredeten Ort. Das kam damals häufig vor in Ermangelung jedweder Kommunikationsmittel, keine Handys, keine E-Mail, keine Ziele mit gültigen Adressen. Wir fuhren weiter nach Neapel. Südlich von Neapel ließen wir uns am schönen Strand von

Castellabate nieder, schliefen im Sand und nahmen Trips, auf denen wir die Gegend erkundeten. Ich ließ mich auf eine Affäre mit Ringo ein.

Auf dem Rückweg kauften wir in Rom eine *Bild*-Zeitung. Die Schlagzeile der Innendoppelseiten mit unzähligen Fotos gesuchter Menschen deutete auf eine umfassende Fahndungsaktion gegen Terroristen hin.

»Kennst du den?« Ringo deutete auf einen Mann mit langen blonden Haaren.

»Nein, habe ich noch nie gesehen. Sollte ich?«

Es war Müller.

Jetzt wurde meine Ahnung zur Gewissheit. Sie wurden als Terroristen der »Bewegung 2. Juni« gesucht. Einige von uns, die sie als vertrauenswürdig einstufte, trafen sich seit der verstärkten Fahndung in Abständen mit ihnen in illegalen Wohnungen, in »Türmen«, wie sie sie nannten.

Inzwischen sind sie zu einer Gruppe angewachsen, die sich regelmäßig trifft. Die Eröffnung ist schon in greifbarer Nähe und ein Name will gefunden sein. Sie sitzt zwischen Ingrid und Norbert auf dem Sofa. Gert, der für dieses Treffen sein geräumiges Wohnzimmer zur Verfügung gestellt hat, nimmt Papier und Bleistift zur Hand. Die schrägen Musiker von Padlt Noidlt sitzen ihr gegenüber, neben ihnen Holger, Arnulf und Günter von den 3 Tornados.

Der Platz für den neuen Zirkus ist gefunden, direkt an der Mauer, auf den Ruinen des legendären Varietés Haus Vaterland. Das Zelt und die ersten Zirkuswagen sind schon angekommen. Das Planen der Revuen mit Gert, Arnulf und Günter ist für sie stimmig. Holger macht die Presse und organisiert die Gastspiele. Ingrid und sie bereiten den Kinderzirkus vor. Das Kaufmännische ist in Norberts Hand.

Sie ist erleichtert und froh darüber, die Geschicke ihres Projekts in vielen Köpfen und Händen zu wissen, nicht allein in denen von Holger und ihr. Ihre Ansichten gehen häufig auseinander, sie stoßen an Grenzen. Es macht ihr Angst, Konflikte zu zweit auszutragen, schon immer. Entweder Rückzug oder Angriff. Diese Falle kennt sie. In der Gruppe fühlt sie sich aufgehoben. Sie stellt sich vor, dass Äußerungen zu Fäden werden, die aufgenommen und weitergesponnen sich zu einem Netz verbinden, auf dem getanzt werden kann. Sie atmet tief ein, streckt sich wohligh und taucht ein in das Geschehen.

Ein »Brainstorming«. Das neue Wunderwort der Kreativen. Alle Namen, die fallen, werden aufgeschrieben. Keiner wird verworfen, jede Kombination ist möglich. Die Vorschläge purzeln nur so aus den Mündern. Es sind schon über 30 Namen auf der Liste. Etwas noch nie Dagewesenes muss es sein. Neu und doch bekannt. Für Jung und Alt. Theater, Musik, Zirkus vereinen. Poesie und Satire zusammenbringen.

Kein Name findet ungeteilten Zuspruch. Es geht hoch her. Die Fürs und Widers nehmen kein Ende.

»Zirkus Siebenschön!«

»Oh Gott, ist doch für ein Kasperletheater.«

»Mauerpalast!«

»Was machen wir, wenn die Mauer fällt?«

- »Zirkuspalast!«
- »Krieg den Palästen!«
- »Traumzirkus!«
- »Der Traum einer kranken Schwester!«
- »Variodrom!«
- »Wir sind doch nicht auf der Rennbahn!«
- »Zirkus Tempo!«
- »Nicht schlecht, aber warum immer Zirkus?«
- »Tempodrom!«

Arnulf spricht den Namen aus. Alle verstummen. Ihr stockt der Atem und nicht nur ihr. Schweigen beherrscht den Raum. Die Stille der Überraschung.

Ich besuche Arnulf. Mit der S-Bahn bin ich auf dem Weg zu ihm. In den Bus umgestiegen, lasse ich die unzähligen Einfamilienhäuser vorüberziehen. Vorstadtidylle schlägt mir aufs Gemüt. Entweder das Rauschen der Großstadt oder die Stille weit draußen auf dem Land ist für mich reizvoll, alles dazwischen bedrohlich.

Die letzten 500 Meter laufe ich einen schmalen Pfad entlang, rechts und links von Zäunen oder Hecken gesäumt, die vor den Blicken auf Gärten und Wohnzimmer schützen. Die allmählich einsetzende Stille wird vom Rasenmähen und Holzhacken unterbrochen. Der Pfad endet an einer Straße, rechter Hand liegt Arnulfs Reihenhaussiedlung.

Er öffnet mir die Tür. Sein Fuß ist gebrochen. Viel zu kurze Krücken halten den großen Mann im Gleichgewicht. Im Wohnzimmer, in dem ein Flügel den meisten Raum einnimmt, nehmen wir an einer kleinen Biedermeiergarnitur Platz. Der Tisch ist gedeckt.

»Leider gab's keinen Pflaumenkuchen. Tradition bei uns ist Kuchen passend zur Jahreszeit!«

Es ist September. Schnell sind wir bei den Anfängen des Tempodrom und es wird früher Abend, bis wir beim Ende sind. Arnulf entscheidet sich, seine Einschätzung der Dinge aufzuschreiben.

## ZUR SACHE

Sie hat eingewilligt. Sie weiß, das Geld geht ihnen aus. Die Eröffnung, so schön und so ausverkauft sie war, hat mehr Geld gekostet als eingenommen wurde. Alles ist viel teurer geworden als geplant. Präsenz in Funk und Fernsehen, Artikel in der Presse bedeuten Publikum. Das leuchtet ein. Sie hat ihre Verweigerung aufgegeben, spielt das Spiel mit.

Die Story mit der Krankenschwester, die ihr geerbtes Geld in einen Zirkus investiert, ist raus. Sie weiß nicht, wer das lanciert hat, der *Tagespiegel* ist die erste Zeitung, die die Meldung veröffentlicht hat. Seitdem wollen die Medien sie. Vor die Kamera, in die Studios, auf die Titelseiten. Das Telefon steht nicht mehr still.

Es ist ihr erstes Fernsehinterview.

Mit Holger fährt sie zum Funkturm.

»Du brauchst keine Angst zu haben, es ist nicht schlimm und geht ja nur zehn Minuten. Falls du nicht mehr weiterweißt, schau zu mir, ich gebe dir dann Stichworte. Es wird ja nicht live gesendet, sondern für heute Abend aufgezeichnet. Sei nicht nervös!«

Sie ist gar nicht nervös. Nervös war sie bei der Eröffnung, als sie Pause geritten ist. Als sie auf diesem Schimmel in die Manege galoppiert ist und jeden Abend mit Begeisterung ihre Runden gedreht hat, die Fahne mit der Aufschrift »Pause« hinter sich herschwenkend. Das war aufregend. Jetzt spürt sie eher Widerwillen.

»Hier bringe ich Ihnen die Krankenschwester!«, begrüßt Holger den Redakteur.

»Willkommen bei *Zur Sache am Funkturm*, Frau Moessinger, seien Sie nicht nervös, ist alles halb so schlimm. Folgen Sie mir in das Studio.«

Der Redakteur nimmt ihre Hand zwischen seine beiden Hände und tätschelt sie, als würde er ein Kind beruhigen wollen. Durch verwinkelte Gänge erreichen sie das Studio.

»Hier sitzen Sie, Frau Moessinger, Ihnen gegenüber sitze ich, neben mir die Kamera. Bitte nicht in die Kamera schauen, immer zu mir schauen. Machen Sie sich keine Sorgen, Sie können alle Fehler dieser Welt machen. Es wird erst in zwei Stunden gesendet und wir können immer noch schneiden, wenn Sie mal nicht weiterwissen.«

Wenn die so weiterreden, machen die mich noch nervös. Sie setzt sich ihm gegenüber. Er ist ein netter Mann, ein wenig zu beflissen, aber nett, ihr nicht unangenehm. Holger sitzt hinter der Kamera und winkt ihr zu, wie um ihr zu sagen, »hab keine Angst, ich bin da«.

»Frau Moessinger, jetzt kommt erst ein kurzer Einspieler und dann stelle ich Ihnen die Fragen. Alles in Ordnung so weit?«

Sie nickt.

»Es war einmal eine Krankenschwester, die erbt eine Million. Anstatt sich eine Eigentumswohnung zu kaufen, erfüllte sie sich einen Traum. Sie gründete einen Zirkus. Heute haben wir diese bemerkenswerte Frau zu Gast bei uns unterm Funkturm.« Sie rollt die Augen genervt nach oben. Dann beginnen die Fragen.

Klare Fragen. Zu ihrer Motivation, zum Selbstverständnis des Tempodrom, zum Programm, Vergangenes und Kommendes. Klare Antworten. Sie weiß, wovon sie spricht. Sie genießt das Gespräch, zwischendurch lachen sie. Die Chemie stimmt.

»Danke!« Die zehn Minuten sind um. Der Redakteur springt erleichtert auf.

»Gratuliere, Frau Moessinger, wir haben es im Kasten, gleich beim ersten Take. Mein Team und ich haben uns ein Zeitfenster von neun Takes reserviert. Danke Ihnen, jetzt haben Sie uns eine Pause bis zur Sendung ermöglicht.«

Im Auto auf dem Rückweg fragt sie Holger: »Was hat er denn mit Take gemeint?«

»Ein Take ist eine Filmaufnahme vom Einschalten der Kamera bis zum Ausschalten ohne Unterbrechung, ungeschnitten. Sie hatten offensichtlich viel Zeit für Wiederholungen eingeplant, aber du scheinst ja ein Naturtalent zu sein.«

»Aha!«

Sie weiß nicht, ob er das ironisch meint. Es ist ihr auch egal. Ihre Gedanken kreisen um etwas anderes, etwas Beschämendes – denken die, ich bin eine dumme, naive Krankenschwester? Unterschätzt zu werden schafft Vorsprung. – Diese Erkenntnis behält sie für sich.

Die Krankenschwester, die ihren Traum verwirklicht hat« war ein Medienprodukt. Ein sehr wirksames, diente endlos als Schlagzeile und damit der überregionalen Bekanntheit des Tempodrom. Es machte mich zur Projektionsfläche für Menschen, deren Sehnsucht es war, ihre Träume zu verwirklichen.

Der Platz an der Mauer hatte seinen ganz speziellen Reiz. Vor dem Krieg war der Potsdamer Platz der verkehrsreichste Platz Europas mit der ersten Ampelanlage der Welt. Jetzt eine Wüste im Niemandsland der Nachkriegszeit, durchschnitten von der Berliner Mauer mit dem dort breitesten Todenstreifen. Im Westen wie im Osten eine vergessene Brache, nachdem auf beiden Seiten die vom Krieg beschädigten Häuser abgetragen statt wieder aufgebaut wurden. Auf westlicher Seite existierten noch das Weinhaus Huth, Reste des alten Hotels Esplanade und das Gebäude der Hansa Studios mit dem historischen Meistersaal. Auf östlicher Seite konnte man von der touristischen Aussichtsplattform hinter der Mauer, den Panzersperren und den Wachtürmen des Todesstreifens noch den Eingang zu Hitlers *Führerbunker* erkennen.

Mitten in der geteilten Weltstadt eine Windschneise von West nach Ost, in der unaufhörlich Staub aufwirbelte und Windhosen entstehen ließ. Bei Regen verwandelte sich die Sandwüste in eine einzige Pfütze. Direkt auf den Ruinen des Haus Vaterland, ein berühmter Vergnügungs- und Varieté-Palast der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, das riesige grüngelbe Zelt. Darumgruppirt die grüngelben Wohnwagen, immer wieder heimgesucht von den einzigen lebenden Wesen, die ohne Visum unbehelligt von West nach Ost und umgekehrt durch selbst erbaute unterirdische Tunnel hoppelten: die unzähligen wilden Karnickel. Die erste Saison im Tempodrom glich einer Flutwelle, die in Zeitlupe über uns hinwegrollte. Ungeübten Surfern gleich, gelang es uns nur knapp, nicht unterzugehen und von den Ereignissen geschluckt zu werden. Wahrlich ein Balanceakt, der uns fast in den finanziellen Ruin geführt hätte, gleichzeitig aber den Weg für die kulturelle Bedeutung und den Ruhm des Tempodrom ebnete.

Neu im Showbusiness, handelten wir überteuerte Gagen aus, ließen uns bei Anschaffungen übers Ohr hauen und zahlten hohe Löhne. Überwiegend Künstler am Werk, die von Wirtschaftlichkeit so gut wie keine Ahnung hatten, investierten wir alle Kraft und alles Geld in die Verwirklichung unserer Ideen, unerschütterlich von ihnen überzeugt.



Der Erfolg des Premierenprogramms war überwältigend. Publikum und Medien waren sich einig. »Berliner toben vor Begeisterung« die Schlagzeile auf der Titelseite der BZ. Das neuartige Revueprogramm, in dem Inhalte und Künstler verschiedenster Genres kombiniert wurden, war in aller Munde. Das Zusammenbringen von berühmten Künstlern, wie Eric Burdon und Ton Steine Scherben, mit Newcomern wie Padlt Noidlt oder von der Bühne Verschollenen wie Erwin Boots, Pianist der legendären Comedian Harmonists, mit der angesagtesten Kabaretttruppe, den 3 Tornados, sowie traditionellen Artisten mit Fools aller Couleur war neu und machte Furore.

Die Dimension, die mit dem 2500 Menschen fassenden Zelts vorgegeben war, machte es uns schwer, unsere Pläne von einem länger laufenden Revueprogramm umzusetzen. Gleichzeitig sprengte sie unsere Konzepte, verselbstständigte sich und brachte Veranstaltungsreihen und Festivals hervor, von denen wir damals noch nicht mal träumten.

Wir konnten den Standard und das Publikum bei den weiteren Revuen nicht halten. Das Geld ging uns aus. Den größten Einbruch schufen die Gastspiele. Hochkarätige Theaterproduktionen aus vielen Ländern spielten noch nicht mal ein Zehntel ihrer Gage ein, legten aber den Grundstein für den guten Ruf des Tempodrom bei den Feuilletons und verschafften uns Respekt in der Hochkultur.

»Es gibt keinen königlichen Weg zum Erfolg, er muss hart erarbeitet werden! Mach weiter, Mädchen, ihr schafft das«, tröstete mich Erwin Boots. Norbert nahm die Zügel in die Hand und schnallte den Gürtel enger. Daraufhin gab es einen Trittbrettfahrer-Exodus und wir schrumpften zu einer festen Gemeinschaft zusammen, die über Jahre entschlossen zusammenhielt.

Unvergesslich bleibt mir die Freude über den Erfolg der Revue »Finale 80«, eine frühe Zusammenarbeit mit Monika Döring. Vor fünf Tage ausverkauftem Zelt gab Romy Haag, damals gefeierte Play-Back-Queen, ihr Debüt als Livesängerin. Auf den Stoßzähnen unseres Elefanten wurde sie auf die Bühne getragen und ließ ihre rauchige Stimme zur Musik einer Rockband erklingen. Nicht weniger glamourös der Live-Auftritt ihrer Kollegin Zazie de Paris. Eisi Gulp, damals noch niemandem bekannt, erntete mit seinen Jonglagen Standing Ovations. Um nur einige zu nennen, die zu dem glücklichen Abschluss der ersten Saison beigetragen haben.

## WIR LASSEN UNS UNSERE MAUER NICHT NEHMEN

»Hallo!«, fast schmerzhaft dringt der helle Klang in ihr verschlafenes Ohr. Es geht ihr nicht gut. Die Gluthitze unter wolkenlosem Himmel hält seit Tagen an, hat den Platz in eine staubige Wüste verwandelt. Auf der Flucht vor dem grellen Licht der gleißenden Sonne hält sie Siesta im Wohnwagen.

»Hallo, ist hier jemand?«

Die Stimme kommt näher. Sie hört Schritte auf dem Kies vor der Treppe zur Eingangstür. Sie setzt sich widerwillig auf die Bettkante, stützt ihren schmerzenden Kopf einen Augenblick in beide Hände und rafft sich auf, als es auffordernd an die Tür klopf.

Auf halber Treppe steht ein hochgewachsener Jüngling mit blond gelocktem Haar. Eine Erscheinung wie aus dem Bilderbuch entsprungen, ein moderner Märchenprinz in zerschlissenen Jeans. Leichtfüßig springt er wieder zurück auf den Sand, als er sie erblickt.

»Ich suche die Irene, weil wir heut Abend hier spontan was steigen lassen wollen!«

»Das bin ich!« Sie setzt sich auf die Eingangsstufen. »Was wollt ihr denn spontan steigen lassen?«

Ein wahrer Wasserfall an Worten folgt aus seinem Mund, die an ihr vorbeiziehen, ohne einzudringen, zu gebannt ist sie von der ausgelassenen Begeisterung seiner Körpersprache. Mit der Lebensfreude eines Welpen, der sich auffordend zurückzieht und sie gleich wieder anspringt, um sie zum Spielen zu bewegen, vermittelt er sein Anliegen, ohne Luft zu holen. Er drückt ihr einen Sticker in die Hand.

WIR LASSEN UNS UNSERE MAUER NICHT NEHMEN!

Sie schmunzelt und spürt, wie seine Lebendigkeit sich auf sie überträgt. Ihre Neugierde ist geweckt.

»So jetzt noch mal in Kürze bitte, ich werde gerade erst wach.«

»Morgen ist 20 Jahre Mauerbau und da wollen wir heut Nacht reinfeiern. Wir projizieren selbst gedrehte Filme auf die Mauer, hier hinter dem Tempodrom, und machen Musik dazu. Ich bin der Knut von den uva und wollte fragen, ob wir Strom von euch haben können.«

»Ja!«

Das Ja überholt ihre Schläfrigkeit und alle etwaigen Bedenken. Sie kennt sich. Es ist immer so, wenn eine bestimmte Membran in ihr beginnt zu schwingen, regen sich die Lebensgeister. Kein Hinterfragen verzögert die Zustimmung. Die Sache stimmt.

Sie reden weiter über Details. Wie viele Leute werden erwartet? Welche Filme werden gezeigt? Was für Musik etc.? Es klingt neu und interessant. Das wird mit Sicherheit eine Veranstaltung zum Mauerbau der anderen Art. Ihre Begeisterung wächst und sie fragt ihn, ob sie nicht ihren kleinen Ausschankwagen dazustellen kann. So kann sie hautnah dabei und gleichzeitig beschäftigt sein. So ist es ihr immer am liebsten. Nur als Zuschauerin fühlt sie sich oft verloren.

Sie geht mit ihm am Backstagezelt und den Garderoben vorbei zum Hinterausgang des Geländes auf die Mauer zu. Er zeigt ihr, auf welchen Teil der Mauer projiziert werden soll und wo die Musik spielt. Schnell entscheidet sie sich für den Standort des Getränkewagens. Mit der Verkaufsfläche zur Mauer und dem Blick auf die Musiker.

Das Tempodrom ist verwaist. Fast alle sind bei der Hitze ausgeflogen, entweder zum Teufelssee oder an die Havel. Nach langem Suchen findet sie einen Mitarbeiter. Im Handumdrehen ist Strom bis zur Mauer gelegt und der Wagen mit dem Traktor auf die richtige Position gezogen.

Inzwischen sind etwa zehn junge Menschen, meist Männer, eingetrudelt. Alle bringen Equipment mit. Eine kleine Soundanlage wird aufgebaut, Tische für die Projektoren werden ein paar Meter vor der Mauer installiert.

Knut kommt an ihren Wagen und holt sich ein Bier.

»Na, bist du zufrieden bisher?«

Knut nickt und strahlt.

»Es gibt nichts Gutes, außer man tut es!«

»Du bist ja weise!«

Die Sonne steht tief, die letzten Strahlen erlöschen hinter dem Weinhaus Huth und lassen es als Silhouette zurück. In weiße Maleroveralls gehüllt, beginnen einige Männer, das Graffito an der Mauer zu über-tünchen. Von dem Schriftzug »NEW YORK NARRATIVE FILMFESTIVAL IM SO36 LYDIA LUNCH TEENAGE JESUS AND THE JERKS« bleibt nur noch TEENAGE JESUS AND THE JERKS übrig.

»Die Mauer ist Volkseigentum! VEB Mauer!«, freut sich Knut und holt sich das nächste Bier.

Vom Tiergarten nähert sich ein Jeep mit zwei britischen Soldaten, sie verlangsamen auf Schrittempo und beobachten aus einigem Abstand das Geschehen. Direkt vor ihrem Schankwagen kommen sie zum Stehen und steigen aus.

»Mauern sind ein Superspaß!«, verabschiedet sich Knut von ihr und geht auf die britischen Officers zu, die bald von vielen jungen Männern umringt sind.

Officer: »What is going on here?«

Knut: »We are having a party for the 20th jubilee of the wall!«

Officer: »You are painting the wall?«

Knut: »Yes we need a white screen to project our films. Is it forbidden to paint the wall?«

Officer: »It is not our wall. WE did not build it! But we like to inform you that THEY are waiting for you behind the wall. When THEY catch you, while you are painting, WE can not help you. THEIR territory begins already two meters in front of the wall. You are painting on GDR soil. But if you step back two meters on West Berlin ground WE will help you!«

Der Officer ist bestimmt und sehr höflich.

»Take care, we will be back!«

Damit steigen sie in ihren Jeep und entfernen sich in einer Staubwolke, die das weiße Schild »Military Police« nur noch undeutlich erkennen lässt.

**E**s war ein rauschendes Fest. Filmsequenzen gemischt mit schräger Musik und spontaner Performance, die ich in ihrer Art vorher noch nie gesehen hatte, illuminierten die Mauer.

Eine langjährige Freundschaft mit Knut begann damals. Kurze Zeit später gründete er mit Künstlerfreunden die Gruppe »Notorische Reflexe«, die einige Jahre wegweisend Furore machte. Sieben Jahre danach hat Knut zum »Mythen-Monster-Mutationen«-Festival im Tempodrom im Tiergarten eine Skulptur aus Elektroschrott gemacht, die ihresgleichen suchte.

Ich treffe Knut in der Ankerklause. Seit eineinhalb Jahrzehnten haben wir uns nicht gesehen. Er steht vor der Tür. Ich erkenne ihn gleich, trotz ergrautem Haar und fülliger Figur. Es ist das Welpenhafte, das er sich erhalten hat. Die Begeisterung, die einen anspringt und zum Mitspielen auffordert.

»Ich bin ja am Morgen des 13. August, gleich nach unserer Show, mit meinem ollen Daimler nach Helmstedt gefahren, Transit. Magdeburger Börde war ich so groggy, dass ich anhalten und auf dem Rücksitz 'ne Runde pennen musste. In Marienborn winkten mich die Grepos auch gleich raus, fuhren meinen Wagen in eine Werkstatt mit Hebebühne und nahmen die Kiste auseinander.

Mich selbst setzten sie auf einen Stuhl, rechts und links zwei NVA-Soldaten, ein dritter verhörte mich. »Wir haben Hinweise, Sie hätten die Grenzanlagen der DDR gefilmt« – ich weiß nicht mehr, was ich darauf geantwortet habe, aber plötzlich schnellte dieser Stasi-Scherge hervor: »Womit verdienen Sie Ihr Geld?« »Frag ich mich manchmal auch«, hab ich geantwortet, »allerdings habe ich grad einen Film ans Fernsehen verkauft, kommt im September. Wie schade, dürfen se leider nicht sehen, läuft im Westfernsehen!« Mit 'nem Arschtritt haben sie mich laufen lassen.«

»Ein Arschtritt ist ja auch ein notorischer Reflex!«

»Ja, mit den Notorischen Reflexen haben wir das noch mal zum 25. Jubiläum der Mauer am Bethanien veranstaltet. Das war dann etwas professioneller vorbereitet, und wir haben nicht nur auf die Mauer, sondern dank »Vorsprung durch Technik« über den Todesstreifen hinweg auf eine Hauswand im Osten projiziert.«

»Großartig! Aufbruch allenthalben?«

»Stimmt, Aufbruch ist der passende Ausdruck! Die Kritik am Bestehenden, die Energie, sich auszudrücken, war ja weithin vorhanden. Also griff ich nach den Werkzeugen, die mir zur Verfügung standen, und machte das, was ich konnte – oder auch nicht konnte. Das war der Beginn der 80er Jahre, und die begannen in Berlin-West 1977 und waren 1985 auch schon wieder zu Ende.

1977 machte ich den Taxischein, kurvte nachts mit meinem Auto durch Westberlin. Ich kaufte mir eine coole Super-8-Kamera, als Taxifahrer verdiente ich ja nachts gutes Geld und konnte mir die Filme leisten. Im Taxi hattest du Funk, wusstest also immer, wo was los war. 1979 hatte ich mein

erstes Super-8-Filmchen zusammengeklebt: neun Minuten Berlin/Alamo, ein wildes Durcheinander von aus dem Taxi heraus gedrehten Filmschnipseln. Eines Tages rief mich Lubo vom Dschungel an: Ob ich nicht die Geilen Tiere, die Band von Salomé und Luciano Castelli, drehen möchte? Claro! Normalerweise durfte im Dschungel nicht mal fotografiert werden.

Der Dschungel war sehr geil, da biste nachts rein, und am nächsten Tag warst du auf Tournee, so z. B. mit Z, einer völlig vergessenen Band, Hit-single ›Legalize Erdbeereis‹, die 'ne Diashow zu ihrem Liveauftritt haben wollten. Hätte ich vernachlässigen können, wenn da nicht auch Carlo Karges (†) mitgespielt hätte, der mich eines Nachmittags ins Tempodrom zum Soundcheck einer Band namens Stripes schleppte. Was ich denn von der Band hielt? Die Band sagte mir nicht so viel, aber die Sängerin war cool. Das war Nena. Carlo stieg ein, baute 'ne neue Band auf und wurde Co-Autor von ›99 Luftballons‹

»Meine Tochter hat das Lied in unserem Kinderzirkusprogramm gesungen, eine punkige Version unserer Musiker. Kann ich dir mal vorspielen.«

»Unbedingt. Trinken wir noch einen?«

Knut liebt Wodka.

»1979, Blixa war noch Kartenabreißer im Tali Kino, da machten wir zwischen zwei Vorstellungen der ›Rocky Horror Picture Show‹ eine Multi-mediashow. Einziger Zuschauer waren der Penner, der im Kino lebte, und sein Hund. Als wir die Show wiederholten, war der Penner eingeschlafen, und nur noch der Hund schaute gebannt auf die Leinwand. Plötzlich tauchte ›Aspekte‹ vom ZDF auf, die irgendwie gemerkt hatten, dass sich in Berlin was tut. Bald darauf kaufte das ZDF tatsächlich unsere Super-8-Filme. 1000 DM gab's dafür.«

»Von dir hieß es ja damals, du hättest mit der Kamera unter dem Wintermantel und der Linse durch das Knopfloch in Moskau Dinge gedreht, für die man lebenslang in den Gulag kommen konnte!«

»Ich bin tatsächlich 1982 mit meiner damaligen Freundin Andrea nach Moskau geflogen, mit der unbedingten Absicht, dort einen Film zu drehen, natürlich ohne Drehgenehmigung und nüscht. Sascha, unser Frontmann bei den Notoren, hatte mir seine superkleine Super-8-Kamera geliehen. Andrea und ich spazierten durch Moskau, besuchten Lenin, das GUM, fuhren mit der U-Bahn. Also all das, was Touristen so tun. Ab und zu blieb ich stehen und drehte unauffällig aus der Hüfte. Das hat deshalb funktioniert,

weil alle nur Augen für Andrea hatten. Ohne sie hätte ich das nicht machen können. Es waren ja auch nur ganz einfache Aufnahmen, aber die kannte im Westen keiner. Wir haben Brezhnev dazu rappen lassen. Die junge kanadische Filmemacherin Lysanne Thibodeau lieh ihm ihre Lippen. Und fertig war der erste und einzige Hit der Notorischen Reflexe, der »Brezhnev rap«!

## ÜBERSCHREITUNGEN

Es sind alle da bei der Abschlussbesprechung der Stiftung für den Verkauf des Tempodrom an die kommenden Besitzer. Sie steht an der Fensterbank, schaut in den Innenhof dieses riesigen Verwaltungsgebäudes des Senats, der die Belange der Stiftung einer Treuhandgesellschaft übergeben hat. Grau die Gebäude, grau auch der Tag.

Doch sie ist guter Dinge, es bewegt sich etwas. Sie sieht fast wie eine Geschäftsfrau aus in ihrem dunkelblauen Hosenanzug, den sie bei wichtigen Sitzungen trägt. Vielleicht wendet sich ja alles zum Guten. Der Käufer ist bereit, die Pächter und deren Verträge zu übernehmen.

Ihr Handy klingelt. Es ist ihre Nachbarin.

»Die Polizei ist hier und hat einen Durchsuchungsbeschluss für deine Wohnung!«

Wie aus dem Nichts überraschend getroffen, neigt sich etwas in ihr, droht ihr das Gleichgewicht zu nehmen. Sie nimmt sich zusammen, redet am Telefon kurz mit dem Polizisten und bittet um Aufschub, sie würde gleich losfahren und die Polizei einlassen.

Das Handy von Norbert klingelt.

»Meine Frau dreht durch, bei mir steht die Polizei vor der Tür mit einem Durchsuchungsbeschluss. Ich muss los!«

Ihr Handy klingelt wieder. Es ist ihre Büroleiterin. Beamte haben sich Einlass verschafft. Zuletzt klingelt das Handy der Treuhandgesellschaft. Auch vor deren Büro steht die Polizei. Eine groß angelegte Polizeiaktion.

Sie bittet ihre Nachbarin, sie bei der Durchsuchung ihrer Wohnung zu vertreten, und geht sofort in das Büro. Auf dem Weg dorthin fällt es ihr schwer, sich auf den Verkehr zu konzentrieren. Welche Kräfte sind da am Werk? Ein Gefühl der Bedrohung schleicht sich lautlos ein. Als hätte jemand den Stöpsel in einem Waschbecken gezogen, spürt sie, wie die Kraft sie verlässt, förmlich weggesaugt wird.

Sie betritt das Büro.

Der Flur ist bevölkert von Uniformierten. Polizist an Polizist, eng aneinandergereiht wie Bäume in einer Baumschule, die darauf warten, umgesetzt zu werden. In extremen Situationen hält sie sich an Zahlen, das beruhigt. In Blitzesschnelle zählt sie 32 Uniformierte im Flur. Man-



che in Kampfanzügen mit sichtbar getragenen Waffen, manche in normalen Polizeiuniformen und einige in Zivil.

Manuela, ihre langjährige Assistentin, spürt ihre innere Abwesenheit, als sie sie einem hochgewachsenen Mann vorstellt.

»Das ist Frau Moessinger, unsere Geschäftsführerin!«

»Guten Tag, was ist der Grund Ihres Besuches?«

»Ich bin Staatsanwalt und leite die Ermittlungen. Wir werden jetzt mit der Durchsuchung der Geschäftsräume beginnen.«

Er reicht ihr den Hausdurchsuchungsbeschluss.

Die Polizei rückt aus. Zügig verteilen sie sich in die sieben Büroräume. Die Schreibtische der Mitarbeiter, ehemalige Bühnenpodeste des kleinen Zeltens, werden durchsucht, jeweils von einem Beamten der Staatsanwaltschaft flankiert. Ein weiterer Staatsanwalt stellt sich ihr vor und beginnt auch ihr Büro und das angrenzende Empfangszimmer zu inspizieren.

Polizisten schleppen Umzugskisten heran und beginnen, die Ordner darin zu verstauen. Sie erhebt Widerspruch. Die Ordner werden für den laufenden Betrieb benötigt. Vergebens.

Sie fühlt sich allein, unendlich allein. Ein Kloß im Hals schwillt an, schnürt ihr die Luft ab. Der Wunsch, eine Zigarette zu rauchen, überwältigt sie. Das Büro ist schon lange ein Nichtraucherbüro und geraucht wird vor der Tür. Sie weiß, wenn sie jetzt nicht raucht, heult sie, verliert ihre Fassung.

Als hätte sie die lang ersehnte Lösung eines Problems gefunden, marschiert sie durch die Büroräume und verkündet: »Rauchverbot aufgehoben! Es darf geraucht werden!«

In den ratlosen Gesichtern einiger Mitarbeiter ist Erleichterung zu erkennen. Sie zünden sich Zigaretten an. Sie selber besitzt keine Zigaretten mehr und bittet gierig ihre Mitarbeiter um welche. Mit dem ersten Zug spürt sie wieder ihren Körper.

Der Kloß im Hals verbindet sich mit dem Rauch, löst sich auf, verteilt sich mit tiefen Atemzügen in der Lunge, und als hätte er sich im ganzen Körper ausgebreitet, spürt sie ein Kribbeln wie tausend zarte Nadelstiche in Rumpf, Armen und Beinen.

Sie fühlt das Tuch ihres Hosenanzuges lose an der Haut. Sie hat Gewicht verloren, sie weiß es, aber jetzt spürt sie es. Der Kopf wird leer,

angenehm leer. Die Knie sind weich. Sie setzt sich auf den roten Sessel vor ihrem Schreibtisch und schaut auf das weiße Dach des Tempodrom. – Da sind Kräfte am Werk, die meine bei Weitem übersteigen.

Das Weiß des Zeltdaches überträgt sich in ihr Gehirn. Weiße Weite. Der Drang, sich in diese Weite hinein fallen zu lassen, wird übergroß, das Bedürfnis aufzugeben kommt wie eine Welle. Ein Bild erscheint auf der weißen Leinwand, gepaart mit einer körperlichen Sensation. Sie löst sich, wird zu Pulver, das in das rote Sofa rieselt. Zurück bleibt nur der Hosenanzug, die Skulptur einer gestärkten Hülle.

**D**ie Hausdurchsuchungen waren ein wichtiger Schritt in der Demonstration unserer Glaubwürdigkeit. Der Grund für die Durchsuchungsbefehle war die Einleitung eines Ermittlungsverfahrens gegen Bausenator Strieder, federführend an der Aufdeckung des großen Berliner Bankenskandals und der Aufhebung der großen Koalition beteiligt, ausgelehnt auf Beihilfe 47 weiterer Personen, Norbert und mich eingeschlossen. Politik übernahm das Feld. Der Stern sank.

Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss wurde auf Betreiben von Politikern sogenannter Tempodrom-Experten der FDP, der CDU und der Grünen gefordert und auch eingerichtet, obwohl diese bei der rot-grünen Übergangsregierung die Nachfinanzierung befürwortet hatten. Untersucht werden sollte, ob es bei der Finanzierung des Neuen Tempodrom zu Subventionsbetrug, Untreue, Bestechung und persönlicher Bereicherung gekommen sei. Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Ausschuss zunehmend zur Profilierung der Parteien gegenüber der rot-roten Landesregierung diene. Die *Morgenpost* titulierte die Vorgehensweise in einem Artikel vom Juli 2004: »Tempodrom-Affäre gerät zur politischen Schlammschlacht«!

Den Hausdurchsuchungen und der Einrichtung des parlamentarischen Untersuchungsausschusses ging eine Kampagne in den Medien voran. Der *Tagesspiegel* initiierte eine beispiellose Berichterstattung.

Zu dritt, zwei junge Männer und eine junge Frau, erschienen sie zum ersten Mal im Herbst 2003 in unserem Büro und unzählige weitere Besuche und Telefonate sollten folgen. Wir deuteten ihren außergewöhnlichen

Einsatz anfänglich als Interesse an der Geschichte, den Hintergründen und den Tatsachen, die zu den jetzigen Verhältnissen geführt haben.

Die Leitung hatte Lars von Törne. Er verstand sein Handwerk, war ehrgeizig und motiviert. Für mich war bald ersichtlich, dass dieser Auftrag für ihn eine willkommene Herausforderung und für seine Karriere von Bedeutung war. Ich hegte Sympathie für ihn trotz fundamental gegensätzlicher Interessen, wie sich herausstellen sollte.

»Frau Moessinger, das sind nicht Ihre Freunde!«, bemerkte Herr Specker trocken, nachdem sie auch ihm gleich in den ersten Tagen einen Besuch abgestattet hatten.

Ein befreundeter Journalist fand heraus, dass der *Tagesspiegel* eine »Taskforce« nach dem Vorbild amerikanischer Medienkampagnen eingerichtet hatte, mit dem Ziel, innerhalb weniger Wochen einen politischen Skandal zutage zu fördern.

In diesen Wochen schmückten nahezu täglich die angeblich neuesten Erkenntnisse über das Tempodrom den Aufmacher des Lokalteils, meistens flankiert von einem Foto und verstärkt von einem Teaser auf der Titelseite. Inklusiv ein ganzseitiger Artikel auf der Seite drei. Die »Affäre Tempodrom« war geboren und andere Zeitungen zogen nach, witterten auch Skandalöses. Kern der Geschichte waren die Umstände der Nachfinanzierung des teurer gewordenen Hauses und alle Gerüchte, die sich darum woben.

Nach verzweifelten Anläufen, Hintergründe aus unserer Sicht zu erklären, beendeten wir diese Sisyphos-Versuche. Einerseits weil wir einsahen, dass es weniger um uns ging als um Politik, andererseits weil das Ermittlungsverfahren gegen uns eingeleitet worden war.

Ich war nervlich am Ende. In einem unserer letzten Interviews mit der *Süddeutschen Zeitung* wurde ich verglichen mit einem angeschossenen Tier, das traurig, laut und zornig ist. Das stimmte, mein Zustand war kritisch. Ich schwankte zwischen Unverständnis, Selbstvorwürfen und überzeugtem Weitermachen um jeden Preis.

Es folgten Zeiten, in denen ich mich fürchtete, mit dem Tempodrom in Zusammenhang gebracht zu werden. In denen Unverständnis und Wut mich zu Boden drückten wie Palmen bei einem Orkan. Abgelöst von Momenten der mich wieder aufrichtenden Einsicht, dass ich nicht nur Opfer dieser Entwicklung war, sondern auch aktiver Teil davon. Dass mir von

Beginn des Wagnisses Neues Tempodrom an abstrakt klar war, in Welten einzutauchen, deren Gesetzmäßigkeiten meinen bisherigen Horizont überschritten.

Es wehte ein neuer Wind in der Stadt. Die boomenden goer Jahre waren zu Ende. Die sogenannte Subventionsmentalität Westberlins wurde angeprangert und ausgerechnet das Tempodrom diente nun als Beispiel dafür, weil es für den Bau öffentliche Gelder erhalten hatte. Das Absurde und die Tragik dabei war, dass das Tempodrom seit Bestehen, auch in Westberliner Zeiten, als Gegenpol zu dieser Subventionsmentalität galt und auch als solcher in Politik und Medien bezeichnet wurde, da es seit Gründung aus eigener Kraft nur mit sehr sporadischen Projektmitteln seinen weitreichenden kulturellen Beitrag geleistet hat.

Mit dem Neuen Tempodrom gewannen wir neues Publikum, das von der »Wiedergeburt« des Tempodrom begeistert war, doch ein Teil unseres angestammten Publikums tat sich schwer mit dem Neuen Tempodrom. Der Verlust der geliebten Zelte wog schwer und die Enttäuschung darüber war anhaltend.

Unvermeidbar die ständigen Vergleiche der um die Zelte Trauernden – früher war es doch viel schöner, die Atmosphäre nicht zu vergleichen mit dem Neuen, zu modern, zu viel Beton – die Beschwerden der ehemaligen Fans waren vielfältig und arteten zuweilen auch in Anfeindungen aus. Das Alte warf seine Schatten auf das Neue. Immer wieder erforderte es die Erklärung, dass die Zeit der Zelte für das Tempodrom zu Ende war, dass der Bau des Bundeskanzleramtes ihnen den Todesstoß versetzt hatte und dass die Chance darin liegt, dies bei allem Schmerz zu akzeptieren. Ich konnte die Trauer von ganzem Herzen verstehen, da ich oft ebenso fühlte.

Mich selbst plagten Zweifel, ob dieser Schritt in eine neue »Gestalt« richtig und berechtigt war. Hatten wir uns mit den falschen Leuten eingelassen? War die Vision des Neuen Tempodrom, an der so viele unterschiedliche Menschen mitgewirkt haben, eine Anmaßung? Wäre es nicht klüger gewesen, eine mit Sicherheit sehr viel geringere Entschädigung zu akzeptieren und mit dem Ende der Zelte das Tempodrom zu Grabe zu tragen? Doch bei mir überwog die Begeisterung für das Neue, das Rückwärtsgewandte hatte wenig Chancen.

Legendäre Konzerte im Neuen Tempodrom von The Cure, Massive Attack, Brian Ferry und vielen anderen überzeugten mich von der Einzig-

artigkeit der großen Arena und übertrafen in ihrer Intensität die, die in den Zelten stattgefunden haben. Von den Künstlern wurde das Neue von Anfang an gut angenommen.

Das Maulhelden Festival in den ersten Jahren bewies die Eignung als Festival-Standort, und die Unterwasserkonzerte im Liquidrom bereiteten dem Publikum Hörerlebnisse, die es bisher nicht kannte. Zunehmend wurde das Haus auch wieder für Events, Versammlungen, Kongresse unterschiedlicher Art genutzt. Meine verbleibende Kraft konzentrierte ich auf den Betrieb. Berichterstattung blendete ich so gut wie möglich aus.

Die Stiftung, Eigentümerin des Gebäudes, von Experten zu Experten in die Begutachtung geschickt und von verschiedenen Gesellschaften geführt, geriet jedoch immer mehr in die Schieflage und meldete im April 2004 Insolvenz an.

Wadenbeißer Schulz löste den jovialen Herrn Meyer ab. Sofort wurde von der Bank die Bürgschaft der Tempodrom GmbH, Betreiberin des Tempodrom seit 25 Jahren, gezogen und zwang sie so in die Insolvenz. Die Tempodrom GmbH hatte zum Zeitpunkt der Anmeldung der Insolvenz keine Verbindlichkeiten, die nicht aus den laufenden Einnahmen und dem vorhandenen Geld beglichen werden konnten. Allein die Einforderung aus der Kreditbürgschaft führte zur Insolvenz.

1. Auflage 2018

Verlag Galiani Berlin

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

*Umschlaggestaltung* Oliver Standke, seefood productions

*Umschlagmotiv* © Jim Rakete

*Foto der Autorin* © Jim Rakete

*Lektorat* Esther Kormann

Gesetzt aus der Minion und der Freight Sans

Satz Felde KölnBerlin

*Druck und Bindung* CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-160-7

Weitere Informationen zu unserem Programm  
finden Sie unter [www.galiani.de](http://www.galiani.de)